

(Radbruch verboten.)

381

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Mesje.

Gustav stand da und sah so aus, als wolle er sich wieder in den Streit stürzen, wütende Blicke huschten über sein Gesicht. Aber dann fing er an zu schwanken wie ein an der Wurzel abgehanener Baum und sank zu Boden. Bodil war die erste, die ihm zu Hilfe kam, mit einem Schrei lief sie hin und schlang die Arme um ihn.

Er ward hineingetragen und ins Bett gelegt, Karl Johan goß Brantwein in den tiefen Schnitt, um die Wunde zu reinigen, und hielt sie zusammen, während Bodil mit Faden und Nadel aus dem Kasten eines der Knechte bestete. Dann zerstreuten sie sich, ein Paar nach dem anderen, so wie sie zusammenhielten. Aber Bodil blieb bei Gustav — sie war ihm doch gut.

So ging es jenen ganzen Sommer, ein ewiger Krieg und Unfriede mit dem Verwalter, gegen den sie trotzdem nichts zu machen wagten, wenn es so weit kam. Dann schlug sich die Bosheit nach innen, und sie gingen aufeinander los.

„Jrgendwo muß es ja raus,“ sagte Lasse, der diesen Zustand nicht leiden konnte und sich heilig und teuer gelobte, fortzugehen, sobald sich ihm etwas anderes bot — und sollten sie auch Lohn und Kleider und alles im Stich lassen.

„Mit dem Lohn sind sie unzufrieden, die Arbeitszeit ist ihnen zu lang und das Essen nicht gut genug. Damit warfen sie sich, so daß es einem leid tun kann, es mit anzusehen — es is' ja doch 'ne Gabe Gottes, wenn es auch besser sein könnt'. Und von Erik rührt das ganze her! Immer muß er das große Maul haben und aufbegehren, und die anderen aufwiegeln, so lang der Tag is'. Aber sobald der Verwalter ihm gegenübersteht, wagt er auch nichts nich'. Denn kriechen sie einer nach dem anderen ins Mausloch. Vater Lasse is' gar nich' solche Bangbüchse wie die alle, so alt er auch is'.“

„Das Gewissen is' doch woll die beste Stütze, hat man das und hat man seine Pflicht getan, denn kann man Verwalter und Gutsbesitzer — und den lieben Gott auch — frei in die Augen sehen. Denn das mußt Du Dir ein für allemal merken, Jung', Du darfst Dich nich' auslehnen gegen die, die über Dich gesetzt sind. Einige müssen Diener sein und andere Herren; wie sollt' es sonst woll werden, wenn wir, die wir arbeiten, unsere Pflicht nich' tun wollten. Man kann doch woll nich' gut verlangen, daß die Feinen den Kuhstall ausmisten und den gewissen Ort reinigen sollen.“

Das alles entwidelte Lasse, nachdem sie zu Bett gekommen waren. Aber Pelle hatte was anderes zu tun, als zuzuhören. Er schlief fest und träumte, daß er Erik in höchst-eigener Person sei und den Verwalter mit einem großen Stoß durchprügelte.

14.

Zu Pelles Zeit war gesalzener Sering das wichtigste Nahrungsmittel der Bornholmer. Es war das stehende Frühstücksgemüse in allen Schichten der Gesellschaft, und in den tieferen beherrschte es auch den Abendtisch — und kehrte zuweilen auch des Mittags in etwas veränderter Gestalt wieder. „Das is' 'ne schlechte Eßtelle,“ sagten die Leute spottend von diesem oder jenem Hof — „man kriegt die Woche bloß ein- undzwanzigmahl Seringe.“

Wenn der Høllunder in Blüte stand, rollten ordentliche Menschen der guten alten Sitte gemäß die Salztonnen heraus und singen an, nach dem Meer hinauszusehen — denn dann ist der Sering am fettesten. Von dem schräge abfallenden Land, das fast überall einen Ausblick auf die See gewährt, spähte man an den frühen Sommermorgen weit hinaus nach den heimfahrenden Booten; das Weiter und die Lage der Boote draußen in der See waren eine Vorbedeutung für die Winternahrung. Dann konnte wohl ein Gerücht seine Wanderung über die Insel antreten — das Gerücht von einem großen Fang und einem guten Kauf. Die Bauern rollten in die Stadt oder in das Dorf mit ihren geräumigen Wagen, und der Seringsmann arbeitete sich durch das Land, von einer Hütte zur anderen mit seiner Bracke,

die so erbärmlich war, daß jeder das Recht hatte, sie vor die Stirn zu schießen.

Des Morgens, wenn Pelle die Stalltür aufschlug und auf das Feld hinausging, stand der Nebel gleich einem hellgrauen Wasser in allen Niederungen; und drinnen auf den Höhenzügen, wo der Rauch munter aus Häusern und Gehöften aufstieg, sah er Männer und Frauen um den Siebel herumkommen, halb angekleidet oder in dem bloßen Hemd, und hinausstarren. Er lief selbst um die Wirtschaftsgebäude herum und sah nach der See hinaus, die blank wie Silber da lag und die Farben von dem Tag empfing. Die roten Segel hingen schlaff herab und glühten im Glanz des Tages Blutklecksen, die Boote lagen tief im Wasser und trabten langsam heimwärts unter den Schlägen der Ruder, sie arbeiteten sich vorwärts wie hochtrachtige Kühe.

Aber das alles ging ihn und die Seinen nichts an. Auf Stengaarden kaufte man, so wie es die Armen in der Gemeinde machten, die Seringe erst nach der Ernte ein, wenn sie trocken waren wie Holz und fast nichts kosteten. Um die Zeit des Jahres herum pflegte es reichlich Seringe zu geben, sie wurden zu fünfzehn bis zwanzige Dore das Ball verkauft, solange die Nachfrage währte. Später wurden sie fudertweise als Schweinefutter abgesetzt oder kamen in die Dunggrube.

Eines Sonntagmorgens im Spätherbst kam ein lausender Bote aus der Stadt nach Stengaarden, daß jetzt Seringe zu haben seien. Der Verwalter kam in die Gefindestube, während sie dort bei der Morgenmahlzeit saßen, und erteilte Befehl, mit allen Arbeitsgespannen auszuriiden. „Ja, dann müßt Ihr auch mit!“ sagte Karl Johan zu den beiden Steinbruchführern, die verheiratet und oben beim Bruch ansässig waren, aber zu den Mahlzeiten herunterkamen.

„Nein, dazu kommen unsere Pferde nich' aus 'm Stall,“ sagten die Kutsher — „die und wir fahren bloß Steine und nichts weiter.“ Sie sahen eine Weile da und machten spätsche Bemerkungen über gewisse Leute, die nicht mal den Sonntag zu ihrer Verfügung hatten; der eine redete sich auf eine verdammt aufreizende Art und Weise. „A—ah! Ich glaub', ich geh' jetzt nach Haus' und mach' einen kleinen Vormittagschlaf. Es tut doch gut, ein mal die Woche sein eigener Herr zu sein.“ Und dann gingen sie nach Hause zu Frau und Kindern, um Sonntag zu feiern.

Die Knechte blieben noch eine Weile sitzen und schimpften — das gehörte nun einmal mit dazu. An und für sich hatten sie nichts gegen die Fahrt, ein bißchen Amüsement fiel doch allemal dabei ab. Da waren Wirtschaften genug in der Stadt, und sie wollten es schon so einrichten mit dem Sering, daß sie nicht viel vor Abend nach Hause kamen. Schlimmstenfalls fuhr Erik seinen Wagen kaputt, dann mußte er ja in der Stadt bleiben, während er zurechtgemacht wurde.

Sie standen draußen im Stall und kehrten die Geldbeutel um — große, solide Lederbeutel mit Stahlschlössern, die sich nur durch einen Druck auf einen geheimen Mechanismus öffnen ließen; aber sie waren leer.

„Das is' doch des Satans!“ sagte Mons und guckte enttäuscht in seinen Geldbeutel — „auch nich' mal nach einem Dore riechen tut es! Das Ding muß ja lek sein!“ Er sah das Portemonnaie in den Säumen nach, hielt es dicht vor die Augen, lauschte schließlich hinein. „Das mag der Teufel verstehen, mir dünkt, ich hör' ein Zweikronenstück schnaden. Das muß ja Spul sein!“ Er seufzte und steckte den Beutel in die Tasche.

„Du armer Deubell! Hast Du je mit 'n Zweikronenstück geschnadt?“ sagte Anders. „Na, hier sollt Ihr mal was sehen!“ Er holte einen großen Geldbeutel heraus. „Ich hab' das Behnkronenstück noch, um das mich der Verwalter den ersten Mai betrogen hat; aber ich kann mich gar nich' entschließen, es auszugeben; das soll aufgehoben werden, bis ich alt werd'.“ Er griff in den leeren Geldbeutel hinein und tat so, als zeige er etwas. Sie lachten und machten Witze, die Laune war vorzüglich bei der Aussicht auf die Fahrt nach der Stadt.

„Aber Erik, der hat gewiß Geld unten in seiner Kiste,“ sagte darauf einer — „er dient für hohen Lohn und hat 'ne reiche Lante in 'er Hölle.“

„Nä, nei!“ sagte Erik kläglich, „ich muß ja für ein Dutzend Ören bezahlen, die keinen anderen Vater aufzuweisen haben. Aber Karl Johan muß Geld schaffen, wozu is' er sonst Großknecht.“

„Das geht nich',“ sagte Karl Johan bedenklich. „Wenn ich den Verwalter um Vorschuß bitt', nu' wo wir in die Stadt soll'n, denn sagt er glatt „Nein“. Gott weiß, ob die Mädchen keinen Lohn liegen haben?“

Die kamen gerade mit ihren Milcheimern vom Kuhstall geklappert.

„Hört mal, Mädchens!“ rief Erik ihnen zu, „kann nich' eine von Euch uns zehn Kronen leihen? Sie soll dafür auch Zwillinge zu nächsten Ostern haben — denn wirft die Sau doch!“

„Das sind ja nette Aussichten!“ sagte Bengta und blieb stehen; sie setzten die Milcheimer nieder und besprachen die Sache. „Ob Vodil nichts hat?“ meinte Karna. „Nein, denn sie hat die zehn Kronen, die sie liegen hatt', neulich an ihre Mutter geschickt,“ entgegnete Marie.

Mons schleuderte die Mütze an die Erde und machte einen Sprung. „Ich geh' zu dem alten Satan selbst,“ sagte er.

„Denn kommst Du kopfüber die Treppe runter, daß Du das man weiß.“

„Zum Teufel auch, wenn einem seine alte Mutter todkrank da in der Stadt liegt und nichts für den Doktor oder den Aptecker hat! Ich bin doch kein schlechteres Kind als Vodil.“

Er ging die steinere Treppe hinauf. Sie standen da und sahen ihm durch die Stalltür nach, bis der Verwalter kam und sie sich mit den Wagen zu schaffen machten. Gustav ging im Sonntagsstaat, ein Bündel Kleider unterm Arm, umher und sah ihnen zu.

„Warum fängst Du nicht an?“ fragte der Verwalter. „Nä, daß Du angespannt kriegst!“

„Herr Verwalter haben mir heut' selbst freigegeben,“ sagte Gustav und verzog das Gesicht — er wollte mit Vodil ausgehen.

„Im, ja — das ist wahr! — Dann fehlt uns ja aber ein Wagen. „Du kannst ja einen anderen Tag statt dessen frei bekommen.“

„Das kann ich nich'!“

„Zum Kukud auch — warum kannst Du das nicht, wenn man fragen darf?“

„Ne, denn ich hab' heut' freigekriegt.“

„Ja, aber zum Teufel, Mensch, wenn ich nun doch sage, daß Du einen anderen Tag frei kriegen kannst!“

„Nein, das kann ich nich'!“

„Aber warum denn nicht Mensch — hast Du denn irgend etwas so Eiliges vor?“

„Nein, aber ich hab' heut' frei gekriegt.“ Es sah so aus, als wenn Gustav hinterlistig grinste, aber er wendete wohl nur den Priem im Munde herum. Der Verwalter stampfte vor Zorn mit dem Fuß.

„Aber ich kann ja gern gleich ganz wegbleiben, wenn der Herr Verwalter mich nich' gut sehen kann!“ sagte Gustav sanft.

Der Verwalter hörte es nicht, er wandte sich schnell ab. Eine lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, dergleichen Anerbieten in der geschäftigen Zeit zu überhören. Er sah zu seinem Fenster auf, als falle ihm plötzlich etwas ein, und lief in ein paar Sätzen die Treppe hinauf. Sie hatten ihn in den Fingern, wenn sie die Saite anschlügen. Aber zum Winter kam die Reihe an ihn, und dann mußten die anderen schweigen und dulden — um in der flauen Zeit ein Dach über dem Kopf zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Omar der Zeltmacher.

„Ein trunken ich vom Wein“ — gut ich bins
„Ein Neher sei ich“ — auch gut — ich bins
Auf meine Kosten mäkelst jede Sippshaft,
Was tust, mir bin ich — bin was ich bin.“

(Omar.)

Er gehört seit langem der Weltliteratur an, aber seine zeitgenössischen Kollegen bestritten, daß man ihn einen Dichter nennen könne. Er wird die Vollendung und Krönung der arabischen Literatur genannt, aber sein Volk wußte nach einem Jahrhundert so wenig von ihm, daß es einem schwächeren Nachfolger, der seinen

Geist neu prägte, überschwenglich zusauchte, ohne den Inhalt wieder zu erkennen. Die Art seiner Verse, ihre Tendenz, ihr Inhalt trugen dazu bei, die Galle der Vergessenheit bald über sie zu legen; denn Leben und Namen dessen war gefährdet, der sich zu Omar bekannte.

Es ist nicht Zufall, daß wir erst gegenwärtig das Leuchten dieses Sternes aus dem fernen Osten wahrnahmen. Bodensiedt und Schack, Rückert und andere haben ihn vor Jahrzehnten gesichtet, aber das war für Wenige. Es bedurfte der Kämpfe um geistige und politische Freiheit, um uns für diesen Dichter, diesen Kampfgenossen, die Augen zu schaffen.

Selten und Gemeinden haben sich in England und Amerika gebildet, denen sein Geist wand und Führung wurde; tritt er für Deutschland verhältnismäßig spät über den Horizont, so wird er in einem ganz anderen Grade als ein Zugehöriger, ein Helfer gegen innere und äußere Gegner erkannt werden.

Der Weise von Reschapur hatte mit den Literaten seiner Zeit, die in vielerlei kunstvollen Formen ihrer poetischen Handlung nachgingen und vor allem um Gold und Gunst ihre Milchkühe — die Fürsten — beweideten, allerdings wenig gemein. Er schrieb nicht für die anderen, schrieb nicht um Ehre und Ruhm; nicht eine Zeile entkam seiner Feder, die nicht ausschließlich zur Befreiung aus inneren Nöten zu Papier kam — nur wenigen Freunden zugänglich gemacht, einem „Muß“ sein Dasein verdankend. Nur so ist es verständlich, daß jeder seiner Vierzeiler, ob sie auch einen Gedanken hundertfach variierten, stets einen eigenen Ton erhält, den des inneren Erlebens. So kann er allerdings die Literaturkunst, soweit sie Jagd auf neuartige Kunstformen macht, nicht lange reizen; denn seine Kunstform, der persische Vierzeiler, aus einer Volksliedform gewonnen, besonders klar und durchsichtig seine Gedanken spiegelnd, er hat sie nie aufgegeben. Andere brachten es in der Virtuosität damals soweit, Schafeln ohne ein einziges a oder r zu dichten. Wieder andere seiner Zeit fanden unerhörte stoffliche Neuerungen; so dichtete in einer Zeit des Artistentums zur Ueberbietung eines Ribalen, der in der Blüte zu sein wünscht, die die Liebste küßt, ein anderer, er wünschte das Fieber zu sein, das die Liebste befällt, damit er als Fieberpustel ihre Lippen küssen könne.

Omar Chajim (d. h. Zeltmacher) füllte anderen Stoff in seine Form, das Rubai (Vierzeiler): die Dualen und Erschütterungen seiner Seele um Erkenntnis von Sinn und Zweck des Seins — befreienden Spott und Hohn über die mächtigen Hemmer des freien Forschens und Naturerlebens, oft voll überlegener Heiterkeit, aber auch trunfener Verzweiflung erliegend, in satirischer Bitterkeit und satanischem Zorn gegen die dunklen unerklärlichen Mächte wütend, um zu heiterer Gelassenheit, ruhiger Ergebung zurückzugleiten — standhaft und kampfesfähig bis zum letzten Augenblick:

Und naht Dir am Ufer von dem Leben
Der Engel mit dem Saft der dunklen Reben
Und bietet Dir den letzten Liebesbecher —
So wirft Du leeren ihn und nicht er bebent.

Der gleiche stolze Trost in dem:

Und dieses umgefüllte Himmelsbeden,
Worunter wir, gefangene Fliegen, fluden,
Machtlos wie Ihr rollt es auf seinem Fleck —
Warum die Hände ihm entgegenstrecken?

Ein „unseliger Philosoph, Atheist und Materialist“ lautet das Verdammniswort seiner Zeit, in der er ein Vereinzelter war, während wir, in deren Herzen jedes seiner Worte und Bilder ein starkes Echo weckt, vielleicht einzig uns wundern, daß diese Höhe des Naturerlebens bereits in einem heute als barbarisch geltenden Lande erreicht war und zu Zeiten, da Europa im primitiven Bahn der Kreuzzugideen stand.

Von dem Besonderen seines Charakters abgesehen, erklärt sich die Zusammenfassung menschlichen Erkenntnisvermögens in derart vollendet einfachen Formen, einer derart souveränen Ueberlegenheit seines Geistes, aus der Kenntnis seiner Zeit. Man muß diese betrachten, um die Stufen, die zu diesem Gipfel führten, zu erkennen; muß sein Leben, das seines Volkes betrachteten, um manche rätselhaften Widersprüche — seine Verherrlichung des Weines — richtig zu deuten; muß die Widerstände erkennen, die er mit seiner Stumpfheit erregte, um seine Kampfsart zu schätzen und sein furchtloses Ausbarren auf isolierter Stelle.

Omar wurde zu Reschapur im 11. Jahrhundert, zur Zeit der höchsten Blüte der islamitischen Kultur, als Sohn eines Zeltmachers geboren und nahm nach der Sitte seinerzeit dieses Wort als Dichternamen an — „Zelte nähte ich der Philosophie“. — Ob er selbst, um sich zu erhalten, dieses Gewerbe ausübte, ist oft angenommen, aber nicht gewiß. Die persische Literatur zählt viele Dichter, die sich nach ihrer bürgerlichen Handlung nannten, so „den Schuster“, „den Bäcker“, öfters aber wurden diese Bezeichnungen im poetischen Sinne angelegt, wie „der Parfümeur“.

Von einem gelehrten Beschützer dem Studium zugeführt, erreichte er als Mathematiker, Astronom und Arzt „den höchsten Ruhm seiner Zeit“. Der von ihm und anderen auf Wunsch des Sultans aufgestellte Kalender, der den Jahresanfang übrigens auf den 21. März verlegt, ist noch heute in Persien gebräuchlich, seine „Algebra“ erlebte noch vor wenigen Jahrzehnten in Frankreich eine Wiedererweckung. Daß er also auch auf dem Gebiete der Wissenschaften eine Vollendung

bedeutete, deutet auf besondere Vorbedingungen, die allerdings gegeben waren.

Sein Land war, als er lebte (zirka 1037—1123 n. Chr.), seit einigen Jahrhunderten vom Islam unterworfen, die sonnige Lehre Zoroasters von der finsternen Strenge der Mohammeds erdrückt; das Persische durch das Arabische verdrängt und beseitigt — ebenfalls beseitigt oder doch ins Dunkel der Heimlichkeit verschleudert der Heidentum des alten Weinlandes. Aber die politischen Machthaber sahen sich damit am Ende ihrer Macht; dem Geist, der im unterworfenen Persertum, in ihrer hohen Kultur lebte, unterwarfen sich die Fürsten und suchten sie zur Verherrlichung ihres Glanzes sich nutzbar zu machen. So konnte der persische Geist in arabischer Form seine Wiederbelebung finden, konnte vor allem die Beziehung zur griechischen Philosophie neu geknüpft, die Lehren des Plato, Aristoteles, Euklid, Hippokrates, Pythagoras sowie die der Neuplatoniker an ihren Schulen gelehrt werden. Aus der Orthozogie des Islam sonderten sich inzwischen die ab, die dem Kismetglauben, dem an eine Vorbestimmung, nicht anhängen, sondern diesem die Lehre vom freien Willen entgegensetzten. Eine weitere Absonderung bildeten die Sufiten, die die Einheit Gottes und der Welt und als Sinn des Lebens die Wiedervereinigung mit Gott noch in diesem Leben erstrebten, Mystiker — später auch als Dervische bekannt —, deren bedeutendster Vertreter, der Arzt Avicenna, fast zu der Zeit und an dem Orte starb, an dem auch Omar sein Leben begann. Auch Avicenna hatte bereits Gedanken zu seiner Weltanschauung in die Form des Rubai gebracht.

Wenn so an den Hochschulen Persiens die Ideen der griechischen Philosophie überliefert und fortgesetzt wurden, werden wir uns nicht wundern, auch der Sepsis, dem Weltchmerz, sehr früh in der persischen Dichtung zu begegnen, und so hat denn auch Omar zahlreiche Vorgänger, die gelegentlich dem Weltchmerz ihr Opfer brachten, ohne etwas anderes als Ueberdruß und Langeweile in den platten Wiederholungen des Gedankens: „Aber das letzte Wort hat noch keiner gesagt“ zu erregen. Was aber Avicenna bereits lehrte — daß der Sufi über Welt, Form und Gesetz erhaben sei — das gab auch Omar mit der Grundlage zu seiner starken Stellung über der Umwelt.

Die Sepsis aber, zu der Omar kommen mußte, wenn er die nun erreichte Kenntnis der Natur, des Seins übernahm, sie brachte ihn in Kampfstellung zu allen Religionsformen seiner Zeit. Zuerst bemühte man sich, seinen Regereien die Spitze abzubrechen, indem man unter Wein, Wech, Hypresse die Gottheit zu verstehen meinte, ein Versuch, der auch noch kühnlich von manchen Auslegern der neueren Zeit gewagt wird, an einem Dichter, der den Bierzeiler schrieb:

In Kirchen und Moscheen und Synagogen
Wird man von seiner Seele Ruh betrogen.
Doch dem, der der Natur Geheimnis ahnt,
Wird keine Furcht vom Jenseits vorgelegen.

Man stößt sich auch neuerdings oft an der Verherrlichung des Rausches und des Genusses und vertweist, vielleicht nicht immer mit Unrecht, auf die Wahrscheinlichkeit, daß „Wein“ ihm oft ein Sinnbild der „freien Forderung“, des „selbständigen philosophischen Denkens“ bedeute und man sich vor gar zu primitiven Deutungen zu hüten habe. Meist aber — wo nicht die Verzweiflung des Sepsiters im Wein, im Leben des Augenblicks Vergessenheit sucht — ist es aber wiederum eine Opposition gegen die Fremdherrschaft des Koran mit seinem Weinverbot. Persien war, wie erwähnt, ein Weinland, die Rebe, der Wein lange vor Omar ein Gegenstand persischer Dichtung gewesen, nun erhielt sein Kult eine neue symbolische Bedeutung. In den von den Eroberern zerstörten Städten und Ruinen fanden sich die heimlichen Anhänger der noch glimmenden Lehre Zoroasters zusammen, dem Wein und den alten Lehren zu huldigen. Von den Orthodoxen erhielten ihre Stätten der Zusammenkunft die Spottbezeichnung „Schenke“, die in den Versen Omars oft vorkommt, also nicht ohne ernststen Sinn ist. Denn hier blieben auch die Stützpunkte der persischen Kultur. So kann man bei Omars „Schenke“ eher an einen Ort der Erhebung, Befreiung, Stärkung durch Gefinnungsgenossen denken, statt, wie es von vielen „Anhängern“ gesehen mag, die Stätte groben Sinnesgenusses verherrlicht zu wähnen.

Wir finden die Opposition gegen den vermeintlichen Weltchöpfer des Koran in dem Vers:

Wer durfte sich so freventlich vermessen,
Mit uns dies Spiel zu treiben? — Unterdessen
Bedarf es manchen Trunks verbotenen Weins,
Um das Bewußtsein solchen Hohns zu löschen.

Am ergreifendsten bleiben uns seine vielen Wendungen der Erkenntnis, daß der Mensch zum Staub zurück muß:

In ihrem Laubengang, wo neu die Blätter grünen —
Trinken wir jetzt und müssen doch zu ihnen
So bald hinab, um selbst für fremde Becher
Im kühlen Grund als Lagerstatt zu dienen.

Daneben war Omar unablässig gegen die Dunkelmänner seiner Zeit an der Arbeit — ein Voltaire Persiens — für die Aufklärung gegen die „Inflame“, oder wie er sagt „im Kulturkampf derer, die suchen, und derer, die glauben gefunden zu haben“. Fand er aus seiner Sepsis noch nicht bewußt die Erlösung, unbewußt befreite er sich durch den Kampf und die nächste Möglichkeit — sich die Welt

selbst umzugestalten, selbst Schöpfer seines Lebens zu werden! Spricht er doch bereits aus:

— hätten wir beide freies Ballen
Mit jenem Weltenplan, dem schlechten, alten,
Wie wollten wir in Stücke ihn zertrimmern
Und ihn dann neu nach Herzenslust gestalten.

Hier haben wir wohl den Faden, der uns aus der betrachtenden Sepsis zu der Stellung unserer heutigen Kämpfe führt, die gleich denen Omars der Orthozogie aller Kirchen gelten, durchaus eingedenk des umgestülpten Himmelsbedens Omars, benutzen auch wir die Hände nicht mehr, um sie dem Himmel betend, anlagend oder zweifelnd entgegenzutreten, sondern um unsere ureigene Welt nach eigenem Willen in den gegebenen Kräften umzugestalten, zu zerstören und neu aufzubauen. P. G.

Von deutschen Ausgaben der Bierzeiler Omar Chajjims sind neben den älteren, in der Form oft willkürlichen Uebertragungen von Schad und Bodenstedt zu nennen die kleine Auswahl in Wendels Bibliothek, ferner als eine umfassendere, sehr getreue, mit eingehender Schilderung des kulturellen Hintergrundes die in der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart von Rosen herausgegebene. Bester Vertiefung dient die losbar ausgestattete Ausgabe des Insel-Verlags von Gribble, die in weiser Wahl eine Anzahl der eigenartigsten Gedanken in freie, sehr zugängliche Formen bringt und dadurch, daß jeder Bierzeiler für sich gelesen wird, jedem Gedanken die ruhige volle Wirkung läßt.

Die Menschheit im Kampf gegen den „schwarzen Tod“.

Aus der Geschichte der Pestabwehr.
Von Dr. Kurt Haad.

Das unheimliche Gespenst der Pest, das im fernen Osten wieder so verheerend wütet und auch schon bei uns in Europa eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen hat, wirft über weite Strecken der Menschheitsgeschichte seine tiefen, düsterblutigen Schatten. Keine andere Seuche hat so zahllose Opfer gefordert und die Welt mit so furchtbaren Schreden erfüllt; keiner anderen gegenüber ist aller Menschenwitz und -verstand so machtlos gewesen. Fast ein Jahrtausend hindurch haben sich die Völker mit aller Fähigkeit der Verzweiflung, mit all dem Kräfteaufwand, wie ihn nur die höchste Not im Menschen entfesselt, gegen die graufige Umklammerung des schwarzen Todes gewehrt, haben ihn zu ersticken und zu vernichten gesucht mit ihren Listern und ihren Waffen; aber er hat all ihrer Anstrengung gespottet und immer wieder triumphiert in seinen mörderischen Siegeszügen. Wir wissen heute, was dies höhnisch-furchtbare Lächeln der Sphing bedeutet, die an die Welt durch Jahrtausende ihre entsetzliche Frage gerichtet und die Unglücklichen, die sich vergebens das Hirn nach der richtigen Antwort zermarterten, in ihren Armen erstickt hat. Das Rätsel der Pest ist gelöst, ihr Geheimnis entschleiert. Der neue Oedipus, dem das gelungen, war die Wissenschaft der Bakteriologie, der Robert Koch die Wege gewiesen. 1894 fanden zwei Japaner Kitasato, ein Schüler Kochs, und der Franzose Yersin, ein Schüler Pasteurs, den Pesterreger; sie machten dem Auge jene mysteriöse, unzählige Male verfluchte und gesuchte Macht sichtbar, in der man die Pfeile eines zürnenden Gottes, den Samen des Teufels, das Gift der Hölle, den Inbegriff des Scheußlichsten und Schlimmsten auf Erden erblickt hatte. Nun, da man dem innersten Wesen der Pest in ihrem Bazillus auf die Spur gekommen, dem schwarzverhüllten Dämon ins Gesicht geblid hat, sind auch die Mittel der Erkenntnis und Abwehr der Krankheit im wesentlichen gesichert. Wir stehen also heute dem Ende jener langen historischen Entwicklung schon ziemlich nahe, die durch labyrinthische Irrtümer und verhängnisvolle Mißgriffe geführt hat. Ueber ihre Stappen sind wir auf das genaueste unterrichtet durch das monumentale zweibändige Werk über die Pest, das der Kölner Professor Georg Sticker veröffentlicht hat und das wohl die umfassendste Geschichte und Darstellung einer Seuche bietet, die es bis jetzt gibt. Ein vielaktiges, spannendes Schauspiel menschlichen Leidens, menschlicher Ohnmacht und menschlichen Zorns stellt dieser Kampf gegen die Pest dar, eine der gewaltigsten Tragödien der modernen Weltgeschichte. Aber auch in diesem lange erfolglosen Ringen offenbart sich die zähe Energie, die unablässige Arbeit, der nie versagende Lebensmut der Menschheit, die trotz größter Verluste und ewiger Enttäuschungen doch weitertritt und schließlich ihrem Ziele immer näher kommt in der stolzen Gewißheit: „Der Sieg muß uns doch bleiben!“

Als um die Mitte des 14. Jahrhunderts der schwarze Tod die Welt in seiner schrecklichsten Form verwüstete und in Europa allein gegen 25 Millionen Menschen tötete, da nahm man zum erstenmal den Kampf gegen die Seuche auf, von der man bald erkannte, daß die Ansteckung nicht nur vom Kranken allein ausging, sondern aus verpesteten Gegenständen auch von Gefunden, von Schiffen, Kleidern usw. übertragen werden konnte. Einzelne Städte verschleuderten sofort alle Fremden von ihren dicht berrammelten Toren; Genua empfing fremde Schiffe mit brennenden Pfeilen

in seinem Hafen. Doch war alles vergeblich. Als das erste fürchtbare Wüten der Pest vorüber war, sann man auf Abwehr für spätere Fälle. Der Viconte Bernabo von Reggio verordnete am 17. Januar 1874, daß jeder Pestkranke seine Wohnung verlassen und sich aufs Feld oder in den Wald begeben müsse, um dort zu sterben oder zu genesen. Niemand dürfe bei Todesstrafe und Vermögensverlust den Kranken beistehen, außer den dazu bestellten Leuten, die ebenfalls abgefordert gehalten werden müßten. 1877 befaß der Stadtrat von Ragusa, daß alle Ankömmlinge aus verpesteten Orten vom Stadtbezirk ferngehalten werden sollten, falls sie nicht vorher an einem bestimmten Ort „zur Reinigung“ dreißig Tage geblieben wären. Diese 30tägige Absonderung („Trentina“) ward bald zu einer 40tägigen erweitert, der „Quarantina“; die erste Quarantäne station wurde 1883 in Marseille errichtet, die zweite 1403 in Venedig und noch andere folgten bald. Die strengsten Erlasse gingen aus: keine Schweine durften geschlachtet, andere Tiere überhaupt nicht gehalten werden; die Häder wurden geschlossen, Versammlungen verboten; Waren aus Pestgegenden unterzog man einer genauen Prüfung und Lüftung. Als all das nichts nützte, wurden die Maßregeln verschärft. Die Ärzte und ihre Gehilfen wurden abgesperrt; tauchten sie in ihren roten Mänteln mit den weißen Peststäben auf, ihr Nasen durch das Klingeln der Fußschellen ankündigend, dann mußte jeder fliehen. Wer den geringsten Verstoß gegen die Pestgesetze beging, wurde ausgepeitscht, die Ohren wurden ihm abge schnitten oder er wurde getötet. Viele glaubten, daß nur die Flucht sie retten könne und verließen in panischer Furcht Haus und Stadt. Gegen dieses gottlose Fliehen vor dem Sterben“ wetteuerte Luther, der in seinem starken Glauben sogar Pestkranke bei sich aufnahm, aber die Obrigkeit gegen die „pestilenzischen Mörder und Wöswichter“ hegte, die die Pest unter die Leute brachten, wie man jemanden aus Schallheit Läufe in den Pelz setze. Viele Unschuldige wurden von der abergläubischen Menge als „Pestfaber“ angeklagt, gepeinigt und getötet. Der Pestwahn forderte seine Märtyrer wie der Hexenwahn.

Um diesem fanatischen Treiben des geplagten Volkes Einhalt zu tun und Aufklärung über die Seuche zu bringen, entstanden im 16., 18. und 17. Jahrhundert eine lange Reihe von Pestverordnungen, die in volkstümlicher Form, teilweise in Reimen, „eine gute Lere von der Pestilenz“ erteilten. Die Anschauungen, auf denen diese Traktate wie auch die wissenschaftlichen Arbeiten zumest beruhen, waren die des sogenannten „Kontagionismus“. Die Pest, die durch einen lebendigen Pestkeim verbreitet wird, steckt danach nur an durch Berührung (Kontagion) des Kranken und höchstens noch durch verpestete Gegenstände mittelst des anfliegenden Pestamens. Daneben aber traten im 16. und 17. Jahrhundert auch schon Ärzte hervor, die gegen die offenbar nicht zutreffende Kontagionstheorie protestierten und behaupteten, die verunreinigte Luft der verpesteten Orte verurache die Ansteking, die Pest sei eine Infektion. Die Kontagionisten wußten jedoch auf lange hin, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, die Herrschaft zu behaupten. Abwehr der Pest war nach ihrer Meinung nur möglich, wenn jede Berührung mit Kranken vermieden wäre und die verpesteten Sachen gereinigt, gelüftet und geräuchert würden. Sie erfanden die gemaltigen Quarantänemaßregeln und setzten sie durch, die die ganze zivilisierte Welt gleichsam mit Wällen und Mauern durchzogen, alles der strengsten Kontrolle unterworfen und allmählich mehr noch als zu einer sanitären, zu einem politischen Machtfaktor wurden. Zunächst wurde die Untersuchung aller Schiffe, die Seequarantäne, durchgeführt; kein Fahrzeug, auf dem die gelbe Pestflagge wehte, durfte in den Hafen hinein, bevor eine bestimmte Zeit verstrichen und alles gelüftet oder geräuchert war. Die Vorschriften gingen schließlich so weit, daß in manchen Staaten, z. B. in England, der Handel mit verpesteten Ländern überhaupt verboten wurde, ohne daß der Zug der Pest sich aufhalten ließ. Nicht minder verhängnisvoll waren die Absperrungsmaßregeln zu Lande, die zuerst von Russland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angewendet wurden, wobei alle Zuwiderhandelnden die Strafe der Verbrennung traf. Ein Jahrhundert lang hat dann Oesterreich die Pestquarantäne als Dauereinrichtung gegen die Türken aufrecht erhalten und ein Heer von Beamten besoldet, die von der Pestgefahr lebten, daher böswillig Pestgerüchte verbreiteten und in dem allgemeinen Schreden Gewalttätigkeiten aller Art verübten. Jedem welchen Nutzen hatten die rigorosen Absperrungen weder zu Wasser noch zu Lande. Immer wieder durchbrach die Pest alle von Menschenhand errichteten Schranken und blieb die alle entsehbare Unbesiegbare.

Da den Menschen die von den Staaten und öffentlichen Gesundheitsämtern getroffenen Schutzmethoden nichts helfen konnten, nahm man zu allerlei übernatürlichen und natürlichen Mitteln Zuflucht. Von Gläubigen wurden die zahlreichen Pestpatrone, besonders St. Sebastian und St. Rochus, angerufen; man trug wunderthätige Amulette, pestschützende Steine, wie Saphire und Smaragde, legte Kröten auf, weil sie so abschreckend sind wie die Pest, nach der Begründung des berühmten Arztes van Selmont. Kräuter und Salben wurden angewendet, Nies- und Räucher mittel kamen in Aufnahme; die Mode der Parfüms blühte. Man rief sich mit Pestäfen ein, trank Theriak in Massen und noch mehr — Branntwein. Die schon um 1500 aufkommende Pesttracht sollte gegen jede Berührung schützen; vor allem die Hand wurde gegen

die Außenwelt abgeschlossen, soll doch sogar die Erfindung oder wenigstens der allgemeine Gebrauch von Handschuhen aus Pestzeiten herrühren. Die Ärzte erteilten nur durch die Fenster Matschläge und öffneten die eitrigen Subonen mit 6 Fuß langen Messern; die Priester reichten an ebenso langen Stäben die letzte Delung.

All dies waren Folgerungen aus der Lehre von der Kontagion; aber allmählich wurden die Zweifel gegen diese Theorie immer stärker. Nichts wollte mit ihr zusammenstimmen. Die Quarantänen hatten gar keinen Erfolg; ja, die Pest hörte sogar vielfach auf, wenn man die Absperrung aufhob. Sie brach unversehens in völlig isolierten Häusern aus und verschonte gerade die Lazarette mit Ansteden. Tapfere und selbständige Geister lehnten sich gegen dies überall spüfende Gespenst der Pestfurcht auf, so Napoleon, der in Jassa absichtlich Pestkranke und Leichen berührte, um seine Soldaten zu beruhigen, und bei seiner Rückkehr aus Aegypten die Quarantäne durchbrach, eine Tat, die jeder andere hätte mit dem Tode büßen müssen. Der erste Mediziner aber, der der Kontagionstheorie mit Wort und Tat entgegentrat und ihr Ansehen stark erschütterte, war der ägyptische Arzt Clot-Bey, der bei dem Pestausbruch von 1835 in Kairo ohne jede Vorsichtsmaßregel die Kranken operierte und sich mit Pestleiter impfte. Die Pestimpfung ist dann seit 1897 von dem Russen Daffine zu dem einzig bisher erprobten Mittel gegen die Seuche ausgebildet worden. Clot-Bey vertrat, von einer Anzahl französischer Schüler unterstützt, die heute als wahr erkannte Ansicht: „Die Pest kommt aus dem Boden“; die Pestgefahr hafte an den Häusern, deren Boden verseucht ist. Daß aber die Verseuchung des Bodens durch verpestete Matten bedingt sei, das wußte er noch nicht, das hat man erst ein halbes Jahrhundert später in Bombay entdeckt.

Ein letzter scheinbarer Triumph und doch zugleich die beste Widerlegung des Kontagionismus war die Tatsache, daß die Pest 1841 völlig aus Europa und 1846 auch aus ihrer Hauptbrutstätte Aegypten verschwand. Was die Absperrungsmethoden durch viele Jahrhunderte nicht vermocht, sollten sie nun vollbracht haben. Wie irrig dies war, bewiesen die jüngsten Forschungen, die einsetzten, als 1894 die Seuche wieder in Asien ausbrach. Nach der Entdeckung des Pestbazillus wurde dann 1896 in Bombay endlich auch das Mittel vom Träger und Ueberträger der Pest gelöst. Die Ansteking erfolgt nicht von Mensch zu Mensch, sondern durch ein Mittelglied, durch Schmarozer, hauptsächlich durch Flöhe, Ratten, Mäuse und andere Tiere, durch die der Pestbazillus zumest unterirdisch vervielfältigt wird. Sie sind die Quelle der Epidemie, können aber dem Menschen nicht gefährlich werden, wenn nicht irgendwelche Schmarozer, Menschen- oder Rattenflöhe, die Uebertragung des Bazillus ausführen. Alle die Maßregeln, die eine Berührung mit Pestkranken verhinderten, waren also verfehlt. Die völlige Vertilgung von Ratten und Flöhen, die man heute versucht, wird freilich undurchführbar sein. Das beste Mittel zur Abwehr der Pest ist die strengste Reinlichkeit, eine immer größere Verbollkommnung der öffentlichen Gesundheitspflege und der Volkshygiene.

Kleines feuilleton.

Meteorologisches.

Einer tiefge Wasserhose, die im südlichsten Gebiet der französischen Küste am Gascoigner Meerbusen nahe der spanischen Grenze beobachtet worden ist, wird in einem Briefe an die Astronomische Gesellschaft Frankreichs beschrieben. Da die Entstehung dieser merkwürdigen und in ihrem Verlauf auch oft recht großartigen Erscheinung noch immer nicht genügend aufgeklärt ist, hat jede genaue Darstellung eines derartigen Vorganges Interesse. Es war an einem regnerischen Morgen und gerade während einer Regenpause, als die Wasserhose, von Südosten kommend, gesehen wurde. Eine Wolke schien durch einen Wirbel, der die Gestalt eines umgekehrten Kegels besaß, mit dem Erdboden verbunden zu sein, indem die sein ausgezogene Spitze die Erdoberfläche berührte. Man konnte den Dampf der Wolke mit reisender Geschwindigkeit umherwirbeln und an der gesamten Drehung teilnehmen sehen. Zuweilen zerstreute sich der Wirbel scheinbar für einige Sekunden, um sich dann von neuem zu bilden. Nur 30 bis 40 Sekunden blieb der Wirbel sichtbar, ohne daß man eine Fortbewegung nach irgend einer Richtung an ihm bemerken konnte. Dann war er plötzlich verschwunden, als ob er sich in Staub aufgelöst hätte. Es dauerte aber nicht lange, bis die an der Küste versammelten Leute aufs neue auf ein ähnliches Naturwunder aufmerksam wurden, das nun aber einen ganz anderen Charakter annahm und geradezu eine Panik verursachte. Von weitem sah die Wasserhose aus wie eine Rauchsäule, die sich mit größter Eile näherte, während das Meer in einen lodenden Zustand zu geraten schien. Der Wirbelsturm zeigte seine Gewalt an Menschen wie an leblosen Wesen. Ein auf dem Strande liegendes Boot wurde ergriffen und 40 bis 50 Meter weit auf ein Badeanstalt dienendes Gebäude geworfen, wo es eine ziemlich gründliche Zerstörung anrichtete, dabei aber selbst völlig in Stücke ging. Auch ohne solche Wurfgeschosse demolierte der Wind sämtliche in der Nähe befindliche Häuser. Der Umfang des Luftwirbels betrug 30 bis 40 Meter und seine Gewalt schien schon nach einem Lauf von einigen 100 Metern ins Innere des Landes gebrochen zu sein.